

) Inchtelband
new voices

ANTHONY VEASNA SO
NACH DER PARTY

Stories

Aus dem Amerikanischen
von Cornelius Reiber

Luchterhand

Für alle, die mich unterschätzt haben,
mich selbst eingeschlossen.

Oh, und für Alex, meine Liebe.

INHALT

- 9 Die drei Frauen von Chuck's Donuts
 - 45 Superking Son schlägt wieder zu
 - 81 Maly, Maly, Maly
 - 109 Die Werkstatt
 - 155 Die Mönche
 - 187 Wir wären jetzt Prinzen!
 - 231 Persönlichkeitsentwicklung
 - 275 Somaly Serey, Serey Somaly
 - 309 Generationsunterschiede
 - 331 Dank

DIE DREI FRAUEN VON CHUCK'S DONUTS

Als der Mann zum ersten Mal einen Apfelkrapfen bestellt, ist es drei Uhr morgens, die Straßenlaterne ist kaputt, und die verfallenen Gebäude am Ufer versinken im Nebel des kalifornischen Deltas, alle bis auf Chuck's Donuts mit seinem kühl leuchtenden Neonlicht. »Ist es nicht ein bisschen früh für Apfelkrapfen?«, fragt Kayley, die zwölfjährige Tochter der Besitzerin, trocken hinter dem Tresen, und Tevy, vier Jahre älter, verdreht die Augen und sagt zu ihrer Schwester: »Du guckst zu viel Fernsehen.«

Der Mann ignoriert beide, setzt sich in eine Tischnische und starrt aus dem Fenster, auf das in Ruinen liegende Potenzial des Zentrums dieser Kleinstadt. Kayley schaut sich sein Spiegelbild im Fenster an. Er ist schon älter, aber nicht alt, jünger als ihre Eltern, und sein struppiger Schnurrbart wirkt fehl am Platz, aus einer anderen Zeit, einem anderen Jahrzehnt. Sein Gesichtsausdruck strahlt eine schwierige Gefühlslage aus, wie sie wohl nur Erwachsene kennen, so was wie *schwermütig* oder *elend*. Sein hellgrauer Anzug ist zerknittert, seine Krawatte offen.

Eine Stunde vergeht. Kayley sagt flüsternd zu Tevy: »Ich glaube, er starrt die ganze Zeit sein eigenes Gesicht an«, worauf Tevy antwortet: »Ich versuche zu lesen.«

Irgendwann geht der Mann schließlich. Sein Apfelkrapfen bleibt unangerührt auf dem Tisch liegen.

»War das schräg«, sagt Kayley. »Ich frage mich, ob er Kambodschaner ist.«

»Nicht jeder Asiate in der Stadt ist Kambodschaner«, sagt Tevy. Kayley geht zu seinem Tisch und schaut sich den Apfelkrapfen genauer an. »Warum kommt jemand hier rein, sitzt eine Stunde da und rührt sein Essen nicht an?«

Tevy blickt konzentriert in ein Buch auf dem Verkaufstresen.

Ihre Mutter kommt mit einem Tablett glasierter Donuts aus der Küche. Sie ist die Besitzerin, auch wenn sie nicht Chuck heißt, sondern Sothy, und noch nie in ihrem Leben einem Chuck begegnet ist; sie fand bloß, der Name klinge amerikanisch genug, um Kunden anzulocken. Sie schiebt das Blech in ein Abkühlregal und sieht sich dann im Raum um, nur um sicherzugehen, dass ihre Töchter nicht schon wieder einen Obdachlosen reingelassen haben.

»Wieso ist denn die Straßenlaterne aus?«, ruft Sothy. »Schon wieder!« Sie geht zum Fenster und versucht, nach draußen zu sehen, sieht aber vor allem ihr eigenes Spiegelbild – stämmige Gliedmaßen, die aus einer fettverschmierten Schürze hervorgucken, ein rundes Gesicht, darüber ein billiges Haarnetz. Eine übermäßig harsche Selbstwahrnehmung, aber Sothy sieht die Welt

anders, wenn sie so lange in der Küche gestanden und Teig geknetet hat, dass die fertigen Donuts zur einzigen Zeiteinheit geworden sind. »Wir verlieren Gäste, wenn das so weitergeht.«

»Alles okay«, sagt Tevy, ohne von ihrem Buch aufzublicken. »Gerade war einer da.«

»Ja, da saß so ein komischer Mann, fast eine Stunde«, sagt Kayley.

»Wie viele Donuts hat er bestellt?«, fragt Sothy.

»Nur das da«, sagt Kayley, und zeigt auf den Apfelkrapfen, der noch immer auf dem Tisch liegt.

Sothy seufzt. »Tevy, ruf bei PG&E an.«

Tevy schaut von ihrem Buch auf. »Da wird jetzt keiner rangehen.«

»Dann hinterlass eine Nachricht«, sagt Sothy und sieht ihre ältere Tochter eindringlich an.

»Wir könnten seinen Apfelkrapfen nochmal verkaufen«, sagt Kayley. »Ich bin mir ganz sicher, dass er ihn nicht berührt hat. Ich habe ihn die ganze Zeit beobachtet.«

»Kayley, starr die Gäste nicht so an«, sagt Sothy, bevor sie in die Küche zurückgeht, wo sie neuen Teig vorbereitet und sich wieder einmal fragt, ob es richtig ist, ihre Töchter jeden Abend und die Nacht durch hier arbeiten zu lassen. Vielleicht sollte Chuck's Donuts nur tagsüber offen sein und nicht vierundzwanzig Stunden, und vielleicht sollten die Töchter bei ihrem Vater leben, oder wenigstens teilweise, auch wenn man ihm nach dem, was er gemacht hat, nicht mehr trauen kann.

Sie begutachtet nachdenklich ihre Hände mit der

verblichenen und rauen Haut, faltig und sehnig zugleich. Es sind die Hände ihrer Mutter, die selbst gemachte Cha Quai auf den Märkten von Battambang gebraten hat, bis sie alt und müde war und die Märkte verschwanden und ihre Hände nicht mehr Teig kneteten, sondern Reis ernteten, um den kommunistischen Idealen eines genozidalen Regimes zu dienen. Wie seltsam, denkt Sothy, dass sie Jahrzehnte nach den Lagern hier mitten in Kalifornien lebt, als Geschäftsfrau, mit ihren in Amerika geborenen kambodschanischen Töchtern, die zu gesunden und eigensinnigen Mädchen herangewachsen sind, und dass ihre Hände dennoch, in diesem neuen Leben, das sie sich aufgebaut hat, mit dem Alter zu den Händen ihrer Mutter geworden sind.

Vor einigen Wochen hat Sothys einziger Angestellter für die Nachtschichten gekündigt. Er hatte ihr eintöniges Angebot satt, sagte er, die verschobenen Schlafzeiten, seine immer wirrer werdenden Träume. Und so kam die Abmachung für den Sommer zustande: Sothy stellt bis September keinen neuen Mitarbeiter an, und Tevy und Kayley helfen ihrer Mutter bei der Arbeit, wobei das so gesparte Geld direkt in ihre College Funds fließt. Tevys und Kayleys gewohnter Tagesrhythmus wird auf den Kopf gestellt, sie werden während der heißen, drückenden Tage schlafen und nachts hinter der Kasse sitzen.

Trotz anfänglicher Empörung willigten Tevy und Kayley natürlich ein. In den ersten beiden Jahren nach der Eröffnung von Chuck's Donuts, als Kayley acht war, Tevy

noch keine eigensinnige Teenagerin und Sothy noch verheiratet, schien ihr Geschäft unter einem guten Stern zu stehen. Man stelle sich dazu die Straßen im Stadtzentrum vor der Immobilienkrise vor, bevor die Stadt Insolvenz anmeldete und zur Stadt mit den meisten Zwangsvollstreckungen in Amerika wurde. Man stelle sich Chuck's Donuts umgeben von gut gefüllten Bars und Restaurants und einem neuen IMAX-Kino vor, alles voller Leute, die ihre unrealistischen Hypotheken verdrängen. Man stelle sich Tevy und Kayley jeden Tag nach der Schule bei Chuck's Donuts vor – wie sie Insiderjokes mit ihrer Mutter machen, wie sie Donuts so schnell verkaufen, dass sie sich wie Sportlerinnen fühlen, und wie sie aus dem Fenster schauen und um sich herum einen Wirbel von Energie sehen.

Und jetzt stelle man sich vor, wie sich Tevy und Kayley an ihre Erinnerungen an Chuck's Donuts klammern, seit sie von der zweiten Familie ihres Vaters in der Nachbarstadt wissen. Und man stelle sich selbst jetzt noch, da die Wirtschaftskrise fast alle anderen Geschäfte im Zentrum ausgelöscht hat und daher die nächtliche Kundschaft ausbleibt, bis auf ein paar vereinzelte Angestellte des nahegelegenen Krankenhauses, diese Sommernächte, endlos im Schein des Neonlichts, als die letzten Pfeiler dieser Familie vor. Man stelle sich Chuck's Donuts als Mausoleum ihrer herrlichen Vergangenheit vor.

In der zweiten Nacht, in der der Mann einen Apfelkrapfen bestellt, sitzt er in der gleichen Nische wie beim

ersten Mal. Es ist ein Uhr, und von der Straßenlaterne geht weiterhin nur dunkles Nichts aus. Er schaut trotzdem zum Fenster hinaus und rührt auch diesmal seinen Apfelkrapfen nicht an. Drei Tage sind vergangen seit seinem letzten Besuch. Kayley kauert sich hinter den Tresen und beobachtet den Mann durch die Vitrine mit den Donuts. Er trägt einen mittelgrauen Anzug, fällt ihr auf, statt des hellgrauen wie beim letzten Mal, und seine Haare wirken fettiger.

»Ist das nicht komisch, dass seine Haare fettiger sind als beim letzten Mal, obwohl es früher in der Nacht ist?«, fragt sie Tevy, worauf Tevy, tief versunken in ihr Buch, antwortet: »Das ist eine falsche Kausalität, dass die Fettigkeit seiner Haare eine direkte Folge der verstrichenen Zeit ist.«

Und Kayley antwortet: »Werden *deine* Haare denn nicht fettiger im Laufe des Tages?«

Worauf Tevy sagt: »Man kann nicht davon ausgehen, dass alle Haare fettig werden. Wir wissen zumindest, dass *deine* Haare eklig werden im Sommer.«

Und Sothy, die gerade in den Raum kommt, sagt: »Ihre Haare wären nicht fettig, wenn sie sie waschen würde.« Sie legt den Arm um Kayley, zieht sie zu sich ran und riecht an ihrem Kopf. »Du riechst schlecht, meine Kleine. Wie komme ich zu so einer schmutzigen Tochter?«, sagt sie laut.

»Wie die Mutter, so die Tochter«, sagt Tevy, und Sothy gibt ihr einen Klaps auf den Kopf.

»Ist *das* nicht eine falsche Kausalität?«, fragt Kayley. »Die Annahme, dass ich wie Mom bin, nur weil ich

ihre Tochter bin.« Sie zeigt auf das Buch ihrer Schwester. »Wer immer das geschrieben hat, würde sich für dich schämen.«

Tevy schlägt ihr Buch zu und stößt es Kayley in die Seite, woraufhin Kayley ihre rissigen Fingernägel in Tevys Arm gräbt, was wiederum dazu führt, dass Sothy beide an den Handgelenken packt und auf Khmer zusammenstaucht. Während der Griff ihrer Mutter immer fester wird, sieht Kayley aus dem Augenwinkel, dass der Mann sich vom Fenster abgewandt hat und sie direkt anblickt, während alle drei »sich wie Hitzköpfe aufführen«, wie ihr Vater jetzt sagen würde. Der Blick des Mannes ist voller Geringschätzung, und in dem Moment wünscht sie sich, unsichtbar zu sein.

Sothy hat die Handgelenke ihrer Töchter noch immer fest im Griff und zieht die beiden jetzt in Richtung der Schwingtür zur Küche. »Helft mir Donuts glasieren!«, befiehlt sie. »Ich habe es satt, alles alleine zu machen.«

»Wir können den Mann nicht einfach da draußen sitzen lassen«, wendet Kayley ein, durch zusammengebissene Zähne.

Sothy wirft einen Blick auf den Mann. »Der ist in Ordnung. Er ist Khmer.«

»Du musst mich nicht zerren«, sagt Tevy und befreit sich aus dem Griff ihrer Mutter, aber zu spät, sie sind bereits in der Küche, wo sie eine Überdosis Hefegeruch und brennende Backofenluft abbekommen.

Sothy, Tevy und Kayley gruppieren sich um die Kücheninsel. Bleche mit frisch frittiertem Teig, golden und undekoriert, stehen neben einem Gefäß mit der

Glasur. Sothy nimmt einen nackten Donut und taucht ihn ein. Als sie ihn wieder herauszieht, tropft das weiße klebrige Zeug herab.

Kayley blickt zur Küchenschwingtür. »Und wenn der Mann die ganze Zeit über gar nicht aus dem Fenster geschaut hat?«, fragt sie Tevy. »Wenn er *uns* beobachtet hat, unsere Spiegelung in der Scheibe?«

»Eigentlich muss man immer beides gleichzeitig tun, es geht gar nicht anders«, antwortet Tevy, und tunkt zwei Donuts in die Glasur, einen in jeder Hand.

»Ist das unheimlich«, sagt Kayley, die es aber auch zunehmend aufregend findet.

»An die Arbeit«, sagt Sothy gereizt.

Kayley seufzt und nimmt sich einen Donut.

So genervt sie auch von Kayleys Schrullen ist, muss sich Tevy eingestehen, dass auch sie von dem Mann fasziniert ist. Wer ist er denn? Hat er so viel Geld, dass er es sich leisten kann, Apfelkrapfen zu bestellen, die er nicht anrührt? Ab seinem fünften Besuch, beim fünften unangerührten Apfelkrapfen, der fünften Entscheidung für die gleiche Tischnische, ist er für Tevy ein würdiger Gegenstand eingehender Beobachtung, Untersuchung und Analyse – vielleicht kann sie ja sogar ihre Hausarbeit in Philosophie über ihn schreiben.

Der Sommerkurs, den sie am Community College neben der stillgelegten Mall belegt, trägt den Titel »Wissen«. Wenn sie über diesen Mann schreibe, und über die Fragen, die sich auftäten, wenn sie ihn als philosophischen Gegenstand behandeln würde, könnte Tevy

in dem Kurs ein A bekommen, was Eindruck machen würde bei den Colleges, wenn sie sich im nächsten Jahr bewirbt. Vielleicht brächte es ihr ein schickes Stipendium ein, mit dem sie diese depressive Stadt verlassen könnte.

Auf den Kurs »Wissen« wurde Tevy überhaupt erst aufmerksam, weil er keine Mathekurse voraussetzte; Bedingung für die Teilnahme war einzig, dass man las, eine 15-seitige Hausarbeit verfasste und morgens zu den Vorlesungen kam, was sie problemlos machen kann, bevor sie dann nachmittags zu Hause schläft. Tevy versteht die meisten Texte nicht, aber der Dozent, der wie ein Obdachloser aussieht, den das Community College irgendwo von der Straße aufgelesen hat, versteht ihrer Meinung nach auch nicht mehr davon. Wittgenstein zu lesen ist trotzdem nicht die schlechteste Art, die toten Stunden der Nacht rumzubringen.

Tevys philosophisches Interesse an dem Mann war geweckt, als ihre Mutter erklärte, dass sie auf den ersten Blick sagen könne, dass er Khmer ist.

»Woher weißt du das denn?«, flüsterte Kayley beim dritten Besuch des Mannes und rümpfte zweifelnd die Nase.

Sothy sortierte die restlichen Donuts in die Vitrine ein, sah dann zu dem Mann hinüber und sagte: »Natürlich ist er Khmer.« Es war dieses *natürlich*, das Tevy aus ihrem Buch aufblicken ließ. *Natürlich*, hallte die herablassende Stimme ihrer Mutter nach, und die Worte schwirrten Tevy durch den Kopf, während sie den Mann anstarrte. *Natürlich, natürlich.*

In ihren sechzehn Lebensjahren hat Tevy die Fähigkeit ihrer Eltern, intuitiv alle Erscheinungsformen des Khmer-Seins oder des *Aufkeinen Fall*-Khmer-Seins zu erkennen, immer wieder überraschend und frustrierend gefunden. Sie brauchte nur ein Glas Eiswasser zu trinken, und schon rief ihr Vater vom anderen Ende des Zimmers: »Während des Völkermords gab es keine Eiswürfel!« Und fuhr dann mit der Klage fort: »Wie konnten meine Kinder nur so *un*-khmer werden?«, um dann in bitteres Lachen auszubrechen. Es konnte auch vorkommen, dass sie ein Stück Trockenfisch aß oder sich am Kopf kratzte oder auf eine bestimmte Art lief, und ihr Vater lächelte und sagte: »Jetzt weiß ich, dass du khmer bist.«

Aber was heißt es denn überhaupt, khmer zu sein? Wie weiß man, was khmer ist und was nicht khmer ist? Haben die meisten Khmer immer schon gewusst, tief im Innern, dass sie Khmer sind? Gibt es Gefühle, die nur Khmer empfinden und niemand sonst?

Verschiedene Varianten dieser Fragen gingen Tevy jedes Mal durch den Kopf, wenn ihr Vater sie in Chuck's Donuts besuchte, damals vor der Scheidung. Mit einer Schale Papayasalat in der Hand trat er in die Mitte des Raumes, roch an dem Salat und rief, ohne auf die anderen Gäste zu achten: »Nie fühle ich mich so khmer wie beim Geruch von Fischsauce und frittiertem Teig!«

Khmer zu sein lässt sich, soweit Tevy verstanden hat, nicht auf die braune Haut, die schwarzen Haare und die markanten Wangenknochen reduzieren, die sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester teilt. Khmer-

Sein kann sich in allem Möglichen manifestieren, von der Farbe der Nagelhaut bis zu der besonderen Art und Weise, wie der Hintern taub wird, wenn man zu lange auf einem Stuhl sitzt, und trotzdem hat Tevy ihr Verhalten noch nie als spezifisch khmer wahrgenommen. Und jetzt, wo sie alt genug ist, sich von ihrem Vater, diesem verlogenen Ehebrecher, loszusagen, fühlt Tevy keinerlei Verbindung mehr zu dem, als was sie offenbar geboren wurde. Unfähig, sich vorzustellen, was ihr Vater empfand, wenn er in Chuck's Donuts stand und an Fischsauce roch, kann sie darüber nur noch lachen. Selbst jetzt, wo sie es nicht mehr ertragen kann, ihn zu treffen, lacht sie, wenn sie an ihren Vater denkt.

Es bereitet Tevy kaum Schuldgefühle, dass sie sich ihrer Kultur nicht verbunden fühlt. Manchmal fühlt sie sich aber überfordert, als würden sich ihre Gedanken bohrend durchs Gehirn winden, als würde ihr Kopf explodieren. Deshalb beteiligt sie sich an Kayleys Projekt, alles über den Mann herauszufinden.

Eines Nachts beschließt Kayley, dass der Mann das exakte Ebenbild ihres Vaters ist. Es sei fast unwirklich, meint sie. »Schau ihn doch an«, murmelt sie, während sie die Filter der Industriekaffeemaschinen wechselt. »Sie haben das gleiche Kinn. Die gleichen Haare. Alles genau gleich.«

Sothy, die neue Donuts in die Vitrine legt, antwortet: »Pass auf mit den Maschinen.«

»Idiotin«, zischt Tevy beim Auffüllen der Sahne- und

Zuckerbehälter. »Glaubst du, das wäre Mom nicht inzwischen aufgefallen, wenn der wie Dad aussieht?«

Inzwischen haben sich Sothy, Tevy und Kayley an die Anwesenheit des Mannes gewöhnt und wissen, dass er in jeder beliebigen Nacht zwischen Mitternacht und vier Uhr auftauchen kann. Die Töchter tuscheln über ihn und hoffen dabei halb, dass er außer Hörweite sitzt, halb, dass er mithört. Kayley stellt Mutmaßungen über seine Motive an: Wenn er zum Beispiel ein Polizist wäre, der etwas observiert, oder ein Verbrecher auf der Flucht. Sie überlegt, ob er ein guter Mensch ist oder ein schlechter. Tevy wiederum stellt Theorien darüber auf, was der Mann vom Leben will – ob er, zum Beispiel, die Verbindung zur Welt verloren hat und nur hier zu sich selbst findet, in Chuck's Donuts, umgeben von anderen Khmern. Beide Schwestern fragen sich, wie sein Leben wohl aussieht: Welche Frauen ihn attraktiv finden und mit ihm Beziehungen hatten; welche Frauen er abgewiesen hat; ob er Geschwister hat oder Kinder; ob er eher seiner Mutter ähnlich sieht oder seinem Vater.

Sothy ignoriert sie. Sie ist es leid, über andere Menschen nachzudenken, insbesondere Kunden, die kaum was einbringen.

»Mom, du siehst schon auch, was ich sehe, oder?«, sagt Kayley, ohne eine Antwort zu bekommen. »Du hörst mir gar nicht zu, oder?«

»Warum *sollte* sie dir zuhören?«, fährt Tevy sie an.

Kayley wirft die Arme in die Luft. »Du bist nur so gemein, weil du den Mann *scharf* findest«, erwidert sie. »Das hast du doch gestern eigentlich gemeint. Du

bist wie diese ekligen Menschen, die ihren Vater scharf finden, nur lässt du es jetzt an *mir* aus. Und er sieht genauso aus wie Dad, nur zu deiner Information. Ich habe ein Foto dabei als Beweis.« Sie zieht ein Foto aus der Tasche und hält es hoch.

Tevys Wangen brennen leuchtend rot. »Das habe ich *nicht* gemeint«, sagt sie, greift über den Tresen und versucht, Kayley das Foto zu entreißen, mit dem einzigen Ergebnis, dass sie eine Kaffeemaschine zu Boden stößt.

Als Sothy hört, wie Metallteile scheppernd auf dem Boden aufschlagen und umherrollen, dreht sie sich schließlich zu ihren Töchtern um. »Was habe ich dir gesagt, Kayley!«, schreit sie und ihr ganzes Gesicht ist verzerrt vor Wut.

»Warum schreiest du *mich* an? Es ist *ihre* Schuld!«, sagt Kayley und zeigt aufgeregt auf ihre Schwester. Tevy nutzt die Gelegenheit und greift sich das Bild. »Gib es wieder her«, verlangt Kayley. »Du *magst* Dad ja nicht mal. Du hast ihn nie gemocht.«

Und Tevy sagt: »Dann widersprichst du dir selbst, oder?« Sie ist immer noch rot im Gesicht und versucht, zu einem ruhigen, analytischen Ton zurückzufinden. »Was jetzt – bin ich in Dad verliebt oder hasse ich ihn? Du bist so dumm. Egal, auf jeden Fall habe ich nicht gesagt, dass der Mann scharf ist. Ich habe nur darauf hingewiesen, dass er nicht *hässlich* ist oder so.«

»Ich hab den Quatsch satt«, sagt Kayley. »Ihr behandelt mich, als wäre ich niemand.«

Sothy begutachtet den Schaden, den ihre Töchter an-

gerichtet haben und entreißt Tevy das Foto. »Räumt das auf!«, ruft sie, und geht entnervt aus dem Gastraum.

In der Toilette spritzt sich Sothy Wasser ins Gesicht. Sie betrachtet ihr Spiegelbild und bemerkt die Tränensäcke unter den Augen, die Falten, die ihre Haut zerfurchen, und schaut dann auf das Foto, das sie neben dem Wasserhahn abgelegt hat. Die Jugendlichkeit ihres Ex-Mannes, seinen jungenhaften Charme, empfindet sie als Hohn. Sie kann sich nicht vorstellen, dass der junge Mann auf dem Bild – in seinem engen Polohemd und den Stone-Washed-Jeans, euphorisiert durch die erst kürzlich erworbene amerikanische Staatsbürgerschaft – einmal der Vater sein würde, der ihre Töchter mit so viel Ängstlichkeit ansteckt und der sie selbst verlässt, im mittleren Alter, mit Pflichten, denen sie allein kaum nachkommen kann.

Sothy steckt das Foto in ihre Schürzentasche und nimmt sich zusammen. Hätte sie nicht den Gastraum verlassen, hätte sie gesehen, wie der Mann sich erhob und seine Nische verließ, auf die zwei Mädchen zugeing und an ihnen vorbei in den Gang, der zu den Toiletten führt. Sie hätte nicht die Toilettentür geöffnet und nicht plötzlich vor dem Mann mit seiner stummen, schmollenden Präsenz gestanden. Und sie hätte sie nie bemerkt, die unheimliche Ähnlichkeit mit ihrem Ex-Mann, von der ihre jüngere Tochter die ganze Zeit redet.

Aber jetzt nimmt Sothy die Ähnlichkeit wahr, gleichzeitig mit einem plötzlichen Schmerz im Unterleib. Der Blick des Mannes trifft sie wie ein Schlag. Er kündigt

von einem konzentrierten Chaos, einer dumpfen Boshaftigkeit, und obwohl der Mann einfach nur an ihr vorbeigeht, in die frei gewordene Toilette, kann Sothy sich des Gedankens nicht erwehren: *Jetzt kommen sie uns holen.*

Seit ihrer Scheidung hat Sothy die Tage durchgeschuftet unter dem ständigen Druck, ihre Töchter ohne ihren Ex-Mann versorgen zu müssen. Die Erschöpfung nagt an ihren Knochen. Ihre Handgelenke schmerzen vom Karpaltunnelsyndrom. Und Ausruhen ist keine Option. Im Gegenteil, es würde sie nur noch mehr Energie kosten. Eine kurze Verschnaufpause, ein Moment zum Nachdenken, und der Groll bricht über sie herein. Es ist nicht das Fremdgehen, das sie wütend macht, die Affäre, die leichtsinnige Stiefmutter ihrer Töchter, die sie mit ihren fehlgeleiteten Versöhnungsversuchen anruft. Die Anziehungskraft auf ihren Ex-Mann, und seine auf sie, hatte nach der ersten Schwangerschaft stetig nachgelassen. Was man über ihre finanzielle Vereinbarung nicht sagen konnte. Die nämlich implodierte spektakulär.

Ihre Töchter wissen davon nichts, aber für die Eröffnung von Chuck's Donuts hat Sothy einen großzügigen Kredit von einem entfernten Onkel ihres Ex-Mannes bekommen, einem einflussreichen Tycoon in Phnom Penh, der dafür berüchtigt war, in politische Korruption zu investieren. Sie hatte die wildesten Gerüchte über diesen Onkel gehört, selbst hier noch in Kalifornien – dass er für die Inhaftierung des wichtigsten politischen

Gegners des Premierministers verantwortlich war, dass er seinen Reichtum der Mitgliedschaft in einer kriminellen Organisation ehemaliger Funktionäre der Roten Khmer verdankte, und dass er im Auftrag mächtiger und primitiver Sympathisanten der Roten Khmer die Ermordung Haing S. Ngors arrangiert hatte. Sothy war sich nicht sicher gewesen, ob sie das Geld dieses Onkels annehmen und bei solch dunklen Mächten in der Schuld stehen wollte, ob sie sich auf ein Leben einlassen wollte, in dem sie immer befürchten musste, dass als khmer-amerikanische Bandenmitglieder getarnte Auftragskiller sie und ihre Familie erschießen und es als einfachen, aus dem Ruder gelaufenen Raubüberfall aussehen lassen könnten. Wenn selbst Haing S. Ngor, der Oscar-gekrönte Filmstar aus *The Killing Fields*, vor diesem Schicksal nicht sicher war und dem Zorn der Mächtigen nicht entkommen konnte, wieso sollte Sothy dann glauben, dass ihre Familie verschont bleiben würde? Aber was hätte Sothy sonst machen sollen, mit einem Hauptschulabschluss, einem Ehemann, der als Hausmeister arbeitete, und zwei kleinen Kindern? Wie hätten sie und ihr Mann sonst ihre finanzielle Situation aufbessern können? Was konnte sie denn, außer Frittieren?

Tief im Innern hat Sothy immer gewusst, dass es eine schlechte Idee gewesen ist, mit dem Onkel ihres Ex-Mannes Geschäfte zu machen, über den sie so wenig wusste, dass er auch der Finanzier des Putsches von Pol Pot hätte sein können. Also fragt sie sich jetzt, wo sie die Ähnlichkeit des Mannes mit ihrem Ex-Mann

sieht, ob er ein entfernter Gangster-Cousin sein könnte. Sie befürchtet, dass ihre Vergangenheit sie schließlich eingeholt hat.

Über mehrere Tage bleiben die Besuche des Mannes bei Chuck's Donuts aus. Sothys Sorgen werden dadurch nur noch größer. Sie kriechen ihr in die Knochen. Die fortwährenden Spekulationen ihrer Töchter über den Mann verstärken nur ihren Verdacht, dass er ein Verwandter ihres ehemaligen Schwiegeronkels ist. Er ist gekommen, um sie umzubringen, Geld aus ihnen herauszufoltern, vielleicht auch, um ihre Töchter als Pfand zu nehmen, auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Um ihn nicht zu provozieren, kann sie sich aber kein impulsives Handeln erlauben. Und natürlich besteht immer noch die Möglichkeit, dass er einfach nur irgendein Fremder ist. Er hätte ihnen doch sonst sicher mittlerweile etwas angetan. Wozu dieses Schauspiel des Wartens? Sie bleibt auf der Hut, sagt auch ihren Töchtern, dass sie sich vor dem Mann in Acht nehmen und sie rufen sollen, wenn er den Laden betritt.

Tevy hat angefangen, ihren Philosophieaufsatz zu schreiben, und Kayley hilft ihr dabei. »Über die Frage, ob Khmer-Sein mit sich bringt, dass man andere Khmer versteht«, lautet der vorläufige Titel. Tevys Lehrer verlangt von den Schülerinnen, dass sie ihren Aufsätzen Titel nach dem Vorbild von *Über Gewißheit* geben, als würde ein Titel durch den Anfang mit »Über« bereits philosophisch. Sie beschließt, ihren Aufsatz als eine

Liste von Vermutungen über den Mann anzulegen, die auf der Vorstellung beruhen, dass er Khmer ist und dass die Personen, die diese Vermutungen anstellen, Tevy und Kayley, ebenfalls Khmer sind. Jede der Annahmen soll dabei von einem Absatz begleitet werden, in dem ihre Richtigkeit diskutiert wird, anhand der Antworten des Mannes auf Fragen, die Tevy und Kayley ihm direkt stellen werden. Tevy und Kayley vereinbaren, vor ihrer Mutter geheim zu halten, was für eine Art von Aufsatz sie schreiben.

Die Schwestern verbringen mehrere Abende damit, ihre Liste von Vermutungen über den Mann zu verfeinern. »Vielleicht ist auch er mit Eltern aufgewachsen, die sich nicht mochten«, sagt Kayley eines Abends, an dem die Stadt nicht ganz so trostlos wie sonst erscheint, weil Staub und Luftverschmutzung dem dunklen Himmel einen rötlichen Schimmer verleihen.

»Na ja, Khmer heiraten ja auch nicht aus Liebe«, antwortet Tevy.

Kayley schaut aus dem Fenster, ob sich irgendetwas zu beobachten lohnt, sieht aber nur die leere Straße, eine Ecke des alten Motels, das trübe Orange vom Little-Caesars-Restaurant, das ihre Mutter hasst, weil dessen Chef nicht gestattet, dass ihre Kunden seinen riesengroßen Parkplatz mitbenutzen. »Es sieht immer so aus, als würde er jemanden suchen, oder?«, sagt Kayley. »Vielleicht liebt er jemanden, aber die Person erwidert seine Liebe nicht.«

»Weißt du noch, was Dad über die Ehe gesagt hat?«, fragt Tevy. »Er meinte, dass Paare sich nach dem

Lager aufgrund ihrer Fähigkeiten zusammentaten. Zwei Leute, die kochen konnten, heirateten nicht, weil das Verschwendung gewesen wäre. Wenn ein Ehepartner kochen konnte, dann sollte der andere etwas darüber wissen, wie man Essen verkauft. Er sagte, die Ehe ist wie die Sendung *Survivor*, wo man Allianzen schmiedet, um länger zu überleben. Er fand, *Survivor* sei eigentlich der Inbegriff von Khmer, und war sich sicher, dass er gewinnen würde, weil der Völkermord das bestmögliche Training dafür war.«

»Und was konnten sie?«, fragt Kayley. »Mom und Dad?«

»Die Antwort ist wahrscheinlich der Grund dafür, dass es nicht funktioniert hat«, sagt Tevy.

»Was hat das mit dem Mann zu tun?«, fragt Kayley.

Und Tevy antwortet: »Na ja, wenn Khmer wegen ihrer Fähigkeiten heiraten, wie Dad sagt, bedeutet das ja vielleicht, dass es Khmer schwererfällt zu lieben. Vielleicht sind wir einfach schlecht darin – im Lieben – und vielleicht ist das das Problem von dem Mann.«

»Warst du schon mal verliebt?«, fragt Kayley.

»Nein«, sagt Tevy, und ihr Gespräch versiegt. Sie können ihre Mutter in der Küche hören, das gewohnte Scheppern der Mixgeräte und Bleche, eine Abfolge von Geräuschen, die sich einfach nicht zu einer Melodie fügen.

Tevy fragt sich, ob ihre Mutter je einen Menschen romantisch geliebt hat, ob ihre Mutter überhaupt fähig ist, über den Bereich des schieren Überlebens hinauszugelangen, ob ihre Mutter jemals Sorgenfreiheit erle-

ben durfte, und ob die Gegenwart es für ihre Mutter vermag, sich auch nur für einen kurzen Moment auf eine eigene Ebene schwebender Existenz auszuweiten, getrennt von Vergangenheit oder Zukunft. Kayley hingegen fragt sich, ob ihre Mutter ihren Vater vermisst, und wenn nicht, ob das heißt, dass Kayleys eigene Gefühle von Schwermut, Isolation und Sehnsucht weniger berechtigt sind, als sie denkt. Sie fragt sich, ob die tiefe Kluft zwischen ihren Eltern auch ihren eigenen Körper durchzieht, denn was ist sie anderes als eine Mixtur aus all diesen gegensätzlichen Genen?

»Mom sollte anfangen zu rauchen«, sagt Kayley.

Und Tevy fragt: »Warum?«

»Es würde sie zwingen, Pausen zu machen«, sagt Kayley. »Jedes Mal, wenn sie eine rauchen will, müsste sie aufhören zu arbeiten, nach draußen gehen und rauchen.«

»Kommt darauf an, was sie schneller umbringen würde«, sagt Tevy. »Rauchen oder zu viel arbeiten.«

Dann fragt Kayley, leise: »Glaubst du, Dad liebt seine neue Frau?«

Tevy antwortet: »Das will ich hoffen.«

Wie die Abmachung von Sothy und ihrem Ex-Mann mit dem Onkel eigentlich gedacht war: Sothy sollte ihrem damaligen Mann jeden Monat zwanzig Prozent des Gewinns von Chuck's geben. Ihr damaliger Mann sollte dieses Geld jeden Monat seinem Onkel schicken. Und jeden Monat würden sie so der Rückzahlung ihres Kredits einen Schritt näher kommen, bevor irgendjemand

mit Verbindungen ins kriminelle Milieu auch nur mit der Wimper zucken konnte.

Tatsächlich passierte aber Folgendes: Eines Tages, ein paar Wochen bevor sie herausfand, dass ihr Mann mit einer anderen Frau während ihrer Ehe zwei Söhne gezeugt hatte, erhielt Sothy einen Anruf in Chuck's Donuts. Es war ein Mann, der Khmer sprach, in einem satten und reinen Idiom. Zunächst verstand Sothy kaum, was er sagte. Seine Sätze waren zu flüssig, seine Aussprache zu korrekt. Er verschluckte nicht die Endungen der Wörter, wie es so viele nach Amerika eingewanderte Khmer taten, und Sothy war zunächst wie benommen vom Klang dieser ewig nicht gehörten Silben. Dann verstand sie, was die Worte des Mannes tatsächlich bedeuteten. Er war der Buchhalter des Onkels ihres Mannes. Er erkundigte sich nach ihrem Darlehen und ob sie die Absicht hätten, es irgendwann zurückzuzahlen. Es waren Jahre vergangen, und der Onkel hatte keinerlei Zahlungen erhalten, sagte der Buchhalter mit bedrohlichem Bedauern.

Später erfuhr Sothy – und zwar ausgerechnet von der schuldgeplagten Geliebten ihres Mannes –, dass ihr Mann die Gewinne, die sie an ihn weitergereicht hatte und die für die Rückzahlung des Kredits bestimmt waren, für den Unterhalt seiner zweiten Familie verwendet hatte. In der Scheidungsvereinbarung hatte Sothy zugestimmt, keinen Unterhalt für die Kinder zu verlangen, im Gegenzug für den alleinigen Besitz von Chuck's Donuts, das Sorgerecht für die Töchter und für das Versprechen ihres Ex-Mannes, mit seinem Onkel zu